

Fürstin Laja.

Roman von Erich Geibstein.

(3. Fortsetzung.)
5. Kapitel.

Bei seinem nächsten Besuch in Mahrenberg, zwei Tage später, fand Rainer Sylvia schon besser ansehend. Das Haar lag nicht mehr so glatt um den Kopf, sondern mehr einen schütterten Vorhang, sich um Stirn und Schläfen zu man schen. Die Pomade fehlte, und man sah nun, daß es weich und glänzend war, von einem warmen Braun.

Auch das Kleid war, so gut es ging, verbessert und wenigstens schön gebaute Figur wenigstens ahnte. Diesmal waren die beiden Herren am Nachmittag gekommen und waren dank Venedas offener Hand — er hatte Hasen und Fasanen mitgebracht — sogar zum Theil gebeten.

Aber Veneda that noch mehr. Er nahm nicht nur die Großmutter gänzlich auf sich, sondern verstand es auch durch halbe Andeutungen, ihr den Zвод von Rainers Besuchen deutlich zu machen.

Daraufhin wurde die Baronin sehr liebenswürdig gegen Rainer. Sie hatte immer gefürchtet, Sylvia bei sich behalten zu müssen, bis sich irgendwo einmal der Rettungshafen eines Stillsamensplatzes für das Mädchen aufthun würde. Und nun bot sich plötzlich eine so unerwartet glänzende Verbesserungsaussicht!

Sylvia merkte und ahnte nichts. Sie war wie in einem heißen Traum und sprach mit ihr. Darüber veranlaßt ihr die ganze Welt und alles Bittere, das sie umgab.

Gerade als man sich zum Theil setzen wollte und Sylvia die Tassen vollgah, kam Walter v. Sternberg. Er war erpicht von einem schnellen Ritt und schien sowohl erregt als zerküsst. Nachdem er die alte Baronin begrüßt und Veneda ein paar gleichgültige Worte gesagt hatte, trachtete er, in Sylvias Nähe zu kommen.

Aber dies war nicht so leicht. Sie saß an einer der Breitseiten des vieredigen Tisches, rechts von sich Rainer, links ein Tischchen, auf welchem sich der Theetisch befand. Bei Walters Eintritt hatte sie ihm freundlich, aber gleichgültig zugewandt, ohne aufzustehen, so wie bei einem, den man gewohnt ist, nicht als Gast, sondern als Hausfreund zu betrachten.

„Darf ich dieses Tischchen etwas zur Seite rücken liebe Sylvia, und neben dir Platz nehmen?“ fragte Walter.

Sylvia antwortete, vielleicht, ja wahrscheinlich seine Schnulst gar nicht ahnend: „Wozu solltest du dich denn so einengen? Setz dich doch neben Baron Veneda!“

Enttäuscht nahm Walter den ihm angewiesenen Platz ein. Er war geizig und vorgefesselt von Dollenau herübergekommen und beide Male vergebens. Sylvia hatte sich nicht bilden lassen.

Nun sah er sie da neben Rainer sitzen mit einem ganz fremden Ausdruck im Gesicht. „Wie hübsch! Sie sind gemacht hat um seinetwillen!“ dachte er beunruhigt. „Wie leuchtend ihre Augen sind!“

Und eine heiße Angst, die ihn stamm und unbeholfen machte, packte ihn plötzlich.

Er kannte Sylvia seit ihrem vierzehnten Jahre, sie buzten einander, und Sylvia nannte seine Großmutter „Tante“, obwohl kaum mehr von einem Verwandtschaftsgrad die Rede sein konnte. Gegen ihn war sie immer unerbittlich gewesen, wie gegen einen älteren Bruder, aber so lebhaft hatte er sie niemals gesehen. „Mein Gott“, dachte er in einem fort bekommen, „sollte es wahr sein? Liebt sie ihn schon?“

Er überhörte darüber mehrere an ihn gerichtete Fragen und spielte eine traurige Figur neben Rainer, welcher sich so lebhaft gab, wie es ihm nur möglich war.

Endlich fiel ihm doch ein, daß er diesmal nicht bloß gekommen war, Sylvia zu sehen, sondern daß er auch eine Beschaft seiner Großmutter an die Baronin Mahrenberg auszurichten hatte. Die Gräfin Graden war mit ihren beiden Töchtern wie alljährlich auf der Durchreise nach Dobrinka in Dollenau angekommen und wollte eine Woche bleiben. Samstag sollte ihr zu Ehren ein kleines Fest gegeben werden, und dazu sollte er die Damen von Mahrenberg einladen.

Sylvias Großmutter, welche prinzipiell jede Einladung auswich, weil sie sich nicht revanchieren wollte, lehnte natürlich ab, sagte aber für Sylvia zu. Und da sie sehr neugierig war, wollte sie eine Menge über die Graden wissen und verwandelte Walter in ein längeres Gespräch. Als sie ihn endlich wieder freigab, bemerkte er zu seinem Knecht, daß Sylvia mit Rainer inzwischens in den Garten gegangen war.

Veneda sagte, Sylvia wolle Rainer den alten Epheubaum an der Rückseite des Hauses zeigen.

Es dauerte eine gute Weile, ehe sie wiederkam. Man hätte geradezu blind sein müssen, um aus Sylvias leuchtenden, jeder Verstellung unkundigen Augen nicht herauszulesen, wie es um ihr Herz stand.

Walter v. Sternberg fühlte vergebens, daß für ihn alles verloren sei. Vielleicht wenn er gesprochen hätte, ehe Rainer gekommen war, daß Sylvia, die damals nichts von Liebe wußte und ihm mit unbefangener Herzlichkeit zugewandt war, ihm ihr Jawort gegeben hätte. Aber da waren immer diese unfeligen Zweifel in ihm gewesen: Ist es die wahre Liebe? Werde ich sie glücklich machen können? Bin ich würdig, sie zu besitzen? Kann sie mir ein wenig gut sein?

So hatte er gewartet und gezögert. Und nun war es zu spät. Sylvia jetzt um ihre Hand zu bitten, wäre ebenso aussichtslos als lächerlich gewesen.

Wie sehr vermüthete er nun diese unelige Unentschiedenheit, welche den Grundzug seines Wesens bildete und ihm überall hindernd in den Weg trat, wo er etwas Großes anstrebte.

Dann ersahte ihn wieder Unruhe, wenn er an Sylvias Zukunft dachte. Sie war in so völliger Abgeschiedenheit und Unkenntniß der Welt erzogen worden — wie würde sie sich zu rechtfinden in der neuen Stellung? Und wenn jene Gerüchte über Rainer und die Fürstin Lambach nun doch nicht ganz aus der Luft gegriffen wären? Aber selbst angenommen, es wäre nichts daran — sie waren nun doch einmal da. Irigend ein Zufall konnte etwas davon zu Sylvias Ohren tragen. Was dann? Wie würde sie in ihrer unberührten Reinheit, in ihrem blinden Vertrauen davon erschüttert werden!

Jegendwie müßte sie doch gewarnt, vorbereitet werden, die wichtige Angelegenheit würde gleichgültig doch ganz genau, daß es geradezu gemein wäre, ihr etwas davon zu sagen. Die anderen sprachen von den Graden. Sylvia freute sich kindlich auf den Samstag, von dem sie nur noch vier Tage trennten. Sie nahm als selbstverständlich an, daß Rainer auch hinfommen würde.

Er schmeig dazu. Einerseits war es ihm lieb, daß Graden gerade jetzt gekommen waren, denn er ahnte ganz richtig, daß die Gräfin in dem Festzuge gegen ihn und Laja als Führerin fungierte. Nun sollte sie just Zeugin seiner Werbung um Sylvia werden! Andererseits war ihm um der Gräfin Graden willen das Fernweh nicht mit Tante Sepsine peinlich.

„Was sollte man denken, wenn man ihn, der bei Dolls wie ein Kind vom Hause geht, nun dort nicht sah? Was immer für eine Ausrede die Baronin ihren Gästen aufstücken würde, Zenta Graden würd sie doch nicht glauben und glücklich sein, diesen neuesten Klatsch in alle Welt tragen zu können. Sehr wahrscheinlich war es sogar, daß sie mit dem ihr eigenen Scharfsinn den wahren Grund errieth, und dann war seinen Absichten mit Sylvia von vornherein die Spitze abgebrochen.“

Etwas bestimmt brach er endlich auf. Sylvia, die beunruhigt die Schatten auf seiner Stirn las, ohne den Grund zu ahnen, fragte schüchtern: „Kommst du bald wieder, Rainer?“

„Ja — bald,“ antwortete er zerküsst. „Bleibst schon morgen.“

Der erste Theil des Weges, welcher mit Walter v. Sternberg, der sein Pferd am Jügel führte, zurückgelegt wurde, verlief ziemlich schweigend. Instinktiv fühlte sowohl Rainer als Walter, daß das alte herzliche Verhältnis zwischen ihnen vorüber war, und da außerdem jeder mit seinen eigenen Angelegenheiten vollaus beschäftigt war, wechselten sie kaum ein Wort und trennten sich schließlich mit kühler Höflichkeit.

Raum war Walter außer Hörweite, als Veneda lachend sagte: „Mir scheint, dem armen Walter bist du recht in die Quere gekommen. So lange hat er gelagert, bis er ein anderer kam und ihm seine Angelegenheiten vor der Nase wegnahm.“

Rainer blieb betroffen stehen. „Du meinst?“

„Dah Walter Sylvia liebt! Mensch, bist du denn blind! Seine verdörnten Blicke verschlangen euch ja förmlich!“

„Darum also?“ murmelte Rainer, und er meinte nun Tante Sepsines Benehmen erst zu verstehen.

„Nebst dem,“ fuhr Veneda fort, „hast du gemerkt, daß die Kleine ist bezaubert von dir, und in ihrer Bezauberung sieht sie gar nicht über aus. Unter deiner Leitung kann noch etwas ganz Passables aus ihr werden. Wenn ich die Ehe nicht für

das größte Malheur des Mannes hielt, würde ich dir sogar Glück wünschen, aber so — na, mich geht's schließlich nichts an, und des Menschen Willen ist sein Himmelreich!“

Rainer antwortete nicht. Schweigend und beklommen starrte er zu dem Sternüberfahrenen Himmel hinauf, der sich kalt und klar über ihnen wölbte.

Ja, er fühlte, daß er leichtes Spiel haben werde. Aber dann? So oft er an die Zukunft dachte, schürzte irgend eine unbefangene Angst ihm die Kehle zusammen. Und nun noch die Entdeckung von Walters Liebe! Walter war ein braver Mensch ohne die geringste Verdrängertheit — er würde Sylvia zweifellos glücklich gemacht haben, wenn Rainer nicht dazwischen getreten wäre.

Sollte er nicht doch lieber schweigen? War es nicht wirklich ein jammervoller Handel, in den er dieses arme Kind hineinzuziehen wollte? Ein ganz gemeiner Betrug?

Wenn sie jemals ahnte, was ihn antrieb, um sie zu werden? Das Herz klopfte Rainer plötzlich zum Zerplatzen.

Aber dann fiel ihm Laja ein. Er hatte sein Wort gegeben. Sollte er es brechen und sie elend machen, um Sylvia zu schonen? Unmöglich! Wenn er auch wollte, jetzt war es zu spät. Sylvia liebte ihn, und er würde durch sein Zurücktreten nur beide elend machen.

Er mußte weiter gehen, mochte nun daraus entslehen, was da wollte.

Und wer sagte denn, daß Sylvia unglücklich sein würde? Niemals würde sie ahnen, weshalb er sie zur Frau begehrte, und niemals würde er es an allen früheren Rücksichten fehlen lassen, die eine Frau von ihrem Gatten beanspruchen konnte.

Als sie Hubertusstraße erreichten, war Rainer fest entschlossen, Morgen in Mahrenberg seine Werbung zum Abschluß zu bringen.

Der nächste Tag brachte ihm ein Billett von Sepsine Doll. Sie schrieb:

„Lieber Rainer, daß Graden bei uns find, weißt Du. Nach reiflicher Ueberlegung kam ich zur Ueberzeugung, daß sie, um ihrer Gerüchte weitere Nahrung zu geben, nichts von unserer Entfremdung merken sollen. Ich bitte Dich also, uns wie früher zu besuchen und Dein Benehmen so einzurichten, daß niemand Anlaß zu Bemerkungen findet. Solltest Du Sylvia Mahrenberg zufällig bei uns treffen, so bitte ich Dich nur um eines: betrachte mein Haus als neutralen Boden und führe in meinen vier Wänden wenigstens keinerlei Entfremdung herbei. Was Du sonst thun willst, geht mich nichts an. Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß es thöricht ist, sich dem Schicksal in den Weg zu stellen, da Gott allein es ist, welcher uns führt. Samstag Abend haben wir eine kleine Gesellschaft, es würde sich freuen, Dich dabei zu sehen. Deine Großtante, Sepsine Doll.“

Rainer antwortete umgehend. „Liebe Tante Sepsine, ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du — ich fühle es wohl — auch ein wenig um meinethwillen, Dir den Entschluß abrangeht, mir Dollenau wieder zu öffnen. Was Deinen Wunsch bezüglich Sylvias betrifft, so ist es selbstverständlich, daß die Entscheidung nicht dort fallen darf. Sie wird entweder früher in Mahrenberg oder — niemals stattfinden. Ein Zurück ist nicht mehr möglich, selbst wenn es in meiner Absicht läge, schon um Sylvias willen, welche vielleicht heute durch einen Rückzug meinerseits unglücklich werden würde. Sei so freundlich, mir noch mitzutheilen, ob, falls Sylvia vor Samstag noch meine Braut würde. Dir unser Kommen nicht doch unerwünscht wäre? Ich möchte, so weit es in meinen Kräften steht, mit Deine Liebe nicht ganz verschmerzen, hoffe aber das Beste für uns alle von der Zukunft. Dein immer gleich ergebener Rainer Riedberg.“

Noch am selben Abend erhielt er die Antwort.

„Lieber Rainer, ich hoffe gar nichts von der Zukunft und habe nach wie vor die Ansicht, daß Du eine große Schuld auf Dich ladest durch den Schritt, welchen Du im Begriff stehst zu thun. Und jede Schuld, die wir mit Wissen begeben, rächt sich schwer! Aber meine alten Hände sind zu schwach, Dich aufzuhalten. Ich also, was Du willst, ich werde auch nichts weiter in den Weg legen und um der anderen willen zu allem schweigen, wenn ich es auch nicht billigen kann. Sylvia wird mir so oder so immer willkommen sein. Auf Wiedersehen! Deine alte Großtante.“

Es gereichte Rainer sehr zur Befriedigung, daß sein Verhältnis zu Tante Doll äußerlich wenigstens wieder in ein friedliches Geleis kam. Er hatte unter dem Groll der alten Frau innerlich mehr gelitten, als er sich eingestehen wollte.

Was ihre Warnungen anbetraf, so war er mehr und mehr geneigt, dieselben als übertrieben zu betrachten. Ganz anders kamen sie ihm sogar lächerlich vor.

„Ich altväterlich vor. Das er thun wollte, war ja nicht so schlimm. Laja hatte ganz recht. Tante Sepsine's Schlimmeres, ohne daß sie darum getadelt wurden.“

Ja zuletzt kam es sogar wie frohe Zuversicht über ihn. Sylvias Liebe würde die Sache vereinfachen, anstatt sie zu erschweren. Ihr blindes Vertrauen schloß sie vor jedem Verdacht. Sie, die nie eine Freundin besessen hatte, würde Lajas Freundschaft mit offenen Armen aufnehmen, und alles würde gut werden.

In dieser Stimmung schrieb er einen langen Brief an die Fürstin, der mit den Worten schloß:

„Morgen, längstens übermorgen, hoffe ich Sylvias Jawort zu erhalten, dann, theuerste Freundin, — das Wort gewähre ihm förmlich! Aber habe keine Sorge — Dein Rath war ein vortrefflicher, und was der kleine Sylvia noch fehlt zur Gräfin Riedberg, das wird sie unter Deiner Leitung bald nachholen. Ich bin sicher, es wird Dich entzücken, ihre Freundschaft zu gewinnen.“

Und am nächsten Morgen fuhr er — zum ersten Male ohne Veneda — nach Mahrenberg. Es war der erste kalte, nebelsternige Herbsttag in diesem Jahre. Reif lag auf den fahlen Wiesen, die Luft war lobt und frohlig, Schwärzen von Krähen flogen trübselig über den Wald.

Aber Rainer lachte ihnen spöttisch nach. Er war ein aufgestärkter Mensch und solch altväterische Unglückszeichen schreckten ihn nicht.

„Aber mein Bester — Sie wissen doch? Alle Welt weiß es ja!“ Die Gräfin sah ihr gegenüber vielsagend an und schlug dann die Augen vor fittlicher Entrüstung nieder.

Veneda fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. „Wollen Sie sich nicht deutlich erklären?“ sagte er fast unhöflich.

Dazu war die Graden nur zu gerne bereit. Veneda war ja noch einer, der nichts wußte. Sie rühte nicht an ihm heran und begann im Flüsterton ihm die ganze Geschichte zu erzählen. Alles, jedes Gerücht, jede kleinste Bemerkung, jeden verdächtigen Blick der beiden Opfer berichtete sie mit großer Ausführlichkeit und noch größerem Behagen.

Sepsine Doll, welche bemüht war, ihre anderen Gäste zu unterhalten, hatte den Vorgang wohl bemerkt und ahnte, worüber da getuschelt wurde, und sie litt qualvoll darunter. Abgesehen davon, daß sie Klatsch übergehört hatte und stets bestrebt gewesen war, ihr Haus davon rein zu halten, konnte sie die Liebe zu Rainer und auch ein wenig zu der so arg verlästerten Laja beim besten Willen nicht ganz aus ihrem Herzen reißen. Es schmerzte sie daher tief, daß Leute wie Zenta Graden nun zu Gerüchten durften.

Endlich hielt sie es nicht länger aus, hand auf und trat zu den jungen Leuten. Loris helles Lachen löste ihr schon von weitem entgegen. Daneben stand Walter mit verblüffter Miene und rothem Kopf.

„Nun, Kinder, was giebt es denn da so Seiteres zu verhandeln?“ fragte die alte Baronin freundlich.

Lori wandte sich noch immer lachend zu ihr. „O Tante Doll!“ — fast alle, die auf Dollenau verkehrten, und das waren nur alte langjährige Bekannte, nannten Sepsine Tante — Baron Sternberg ist so tomsich! Er erzählte uns eben, daß er absolut nicht wißte, wozu er eigentlich taugt! Ist das nicht lässlich?“

Die Baronin lächelte. „Nun, so ernsthaft wird es wohl nicht gemeint sein. Walter ist eben ein Grübler. Aber wo es geht, seinen Mann zu stellen, hat er ihn noch immer gestellt.“

„Nein, Großmama, ich meine es wirklich ernst. Ich habe auch nicht immer meinen Mann geliebt, wie du immer.“

„Ja, denken Sie nur, Tante Doll, er weiß nicht einmal, ob er mehr für Heitpferde oder Rittstühe schwärmt!“ lachte Baron v. Graden, die ganz das Ebenbild der Mutter war, aber in veredelter Weise. Sie hatte denselben flauschigen Lippen und doseliche flachblonde Haar, dabei aber herrliche Farben und eine volle Gestalt, so daß sie für eine Schönheit galt.

Lori, die dem Vater nachschlug, weniger blendend und imponant, dafür aber wärmer und sympathischer anmuthete, redete ihre schlante Mädchenstalt und bligte Walter mit ihren schelmischen Braunaugen herausfordernd an. „Ich für meine Person weiß immer ganz genau, was ich will!“ sagte sie. „Und Rainer auch.“

„Nun, und was wollt ihr denn, ihr Kinder?“ scherzte die Baronin. „Wohlt recht viel Tänger auf den nächsten Bällen in Wien?“

„O — viel mehr! Rainer will einen englischen Kavaller, der ein altes Schloß und recht viel Epheu herum besitzt und sie heirathet.“

„England ist so schick!“ warf Rainer ein.

„Wie bescheiden! Da tanzt du es ja mit deinem Vetter Jaromir auf Dobrinka verstanden; ich hörte schon ein Böglein singen, daß er sehr für eine gewisse Lora schwärmt.“

„Ach nein, Dobrinka gefällt mir nicht,“ rief Lori v. Graden. „Es liegt ganz im Böhmischen, und der Wald ist eine Stunde weit entfernt. Auch ist eine Stunde weit entfernt, auch mich zu wenig Schwärmer, um mich

mit den Dienstleuten zu verständigen. Ich will auf einem deutschen Gute herumherumwachen. Ich schwärme fürs Wirtschaften.“

Dabei sah die kleine zielbewusste Dame Walter v. Sternberg mit einem Blick an, der ihn eigenthümlich warm durchdrang und seiner Großmutter zu Vorken gab.

Lori war ein Mädchen, das man schon um seiner Gutmüthigkeit willen lieb haben mußte, und wenn sie auch einmal nicht viel mitbekam, der Erbe von Dollenau brauchte darauf nicht zu sehen. Wenn es ihr gelang, sein Herz zu gewinnen und ihn zu einem so wichtigen Entschluß zu bringen — warum nicht?“ dachte die Baronin. „Ich hätte nichts dagegen, nachdem mir mein Lieblingswunsch, Sylvia als Töchterchen zu bekommen, ins Wasser fiel.“

Baron Glida suchte die Hausfrau, um ihr einige Fälle aus seiner jüngsten Amtstätigkeit zu erzählen und ihr Urtheil darüber zu hören. Er nannte die alte Dame scherzhaft seine „Geria“ und war stets sehr befriedigt, wenn sie seine Meinung über eine Sache theilte. Er galt für ein großes Kirchenlicht. Bisher hatte er aus Höflichkeit sich von Onkel Felician das Wesen der Patience erklären lassen.

Der Hausherr sprach mit niemand über etwas anderes. Seine Leidenschaft für Patience war so groß, daß er den ganzen Tag damit verbrachte und mit zunehmendem Alter den Sinn für alles andere darüber verloren hatte. Man hörte ihm gebuldig zu, war nachsichtig gegen ihn wie gegen ein Kind — das er ja auch war — und achtete ihn, weil er erstens der Hausherr und Sepsines Gatte und zweitens, weil er früher einmal wirklich ein amüsanter Kavaller gewesen war.

Nun war Glida zu seiner Erleichterung von dem Freiherren Karsten, einem Nachbarn der Dolls, abgeholt und sah sich nach seiner „Geria“ um. Fernschick hörte sie seinen Auseinandersetzungen zu und horchte dabei mit einem Ohre etwas beunruhigt nach der anderen Salonde hin, wo Veneda und Gräfin Graden noch immer miteinander sprachen. Sepsine konnte nichts verstehen, aber die Stimmen der beiden klangen nun laut und erregt, so daß auch andere Gäste verwundert aufblickten.

Zenta war endlich mit ihrer Klatschgeschichte fertig geworden und sagte nun triumphirend: „Nicht wahr, lieber Baron, jetzt begreifen Sie, warum ich an diese angebliche Freundschaft Riedbergs nicht glaube? Das soll wohl der Welt nur Sand in die Augen streuen, sie ablenken. In Wahrheit denkt Riedberg nicht daran, eine andere zu heirathen. Wie sollte — könnte er denn auch?“

In Veneda's Todte es. Er hatte diese Graden nie ausstehen mögen, jetzt hatte er sie beinahe. Seine ehrliche Natur sträubte sich gegen diese unläutereren Verächtigungen des Freundes, dem er aufrichtig zugewandt war, und er, der bisher im Stillen ein wüthender Gegner dieser Heirath gewesen war, wünschte nun plötzlich, daß sie zu Stande kommen möge, nur um diesem „schrecklichen Weibe“ den Mund zu stopfen. Von dem, was sie ihm erzählt hatte, glaubte er kein Wort. Und das wollte er der Graden sogleich klarmachen. „Warum sollte Riedberg nicht können, Gräfin?“ fragte er. „Sie werden doch von diesem elenden Klatsch kein Wort glauben?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Romanabschnitt in No. 24 des Unterhaltungsblattes der Saale Zeitung erzählt von der Heldin: „... sie war vollständig überzogen, ihre rothe Farbe erhöhte sich und ihre Augen spritzten nervös mit einer Glühung.“ Wenn ihr nur nicht die Strickadel dabei in die Augen fuch.

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“

Wahnbilder: „Mit den letzten Kapiteln, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben fast gar keinen Inhalt.“

Wahnbilder: „Dafür hat auch der Mithras, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar keinen Inhalt!“